Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Epraxia
Autor: Beilis, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573979

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Epraxia

Von Vlahutza.

Aus dem Rumänischen von M. Beilis, Zürich.

I. Nachdruck verboten.

Sie war noch ein Kind; sie hatte nicht einmal zehn Jahre, als sie ihr Vater ins Kloster brachte. Die Aebtissin streichelte ihr leise das blondlockige, seidene, über die Schultern fallende Haar und blickte voll Teilnahme und Aufmerksamkeit in ihr abgehärmtes, liebliches Gesichtchen. Das Mädchen erhob von Zeit zu Zeit die süßen, unschuldig blickenden Augen und schaute scheu bald auf das ruhige Antlitz der Aebtissin, bald auf den Rosenkranz, der wie die Schläge einer Uhr regelmäßig und eintönig in ihrer linken Hand leise klirrte, bald wiederum auf das aus schwarzem Tuch gefertigte Gewand, das in Falten bis zur Erde reichte.

Die Aebtissin gehörte nicht zu den schwachen Herzen, die so ohne weiteres gerührt erscheinen. Dieses sanfte, schöne, kindliche Gesicht aber erregte ihr Mitleid, und sie konnte nicht umhin zu fragen:

„Herr, wie können Sie's übers Herz bringen, sich von solch einem Kind zu trennen?"

„Ja, was soll man machen, Mütterchen, tut mir denn das Herz nicht weh? Eine Mutter ist nicht da. Vermögen hab' ich nicht, und ich, kaum daß ich mich auf den Beinen halte... Vielleicht schon morgen legt man mich ins Grab, und ich habe nicht einmal fürs Totenmahl..."

II.

Allen war es lieb geworden, dieses Kind mit den klaren, großen Augen, den sanften Bewegungen, naiven Fragen und dem Zauber jener traurigen Schönheit, von der sie sich noch keine Rechenschaft gab. Ruhig und gleichmäßig flossen ihre Tage dahin mitten in jener in nichts sich ändernden Welt. Immer dieselben ununterbrochenen Gebete, derselbe langweilige Gesang, dieselben Bewegungen von langen, schwarzen Röcken, die sie anfangs viele Nächte im Traum sah.

Schließlich hatte sie sich an alles gewöhnt. Sie war immer die erste zur Frühmesse. Und wie schön stand es ihr, wenn sie sich hinter dem Hochaltar unter die Sängerinnen drängte und, den Kopf leise schüttelnd, ihre silberhelle Stimme in der Nonnen Murmeln: „Gott, erbarme dich!" mischte.

Das Leben aber, das sie führte, die Welt, in der sie lebte — alles war ihr fremd. Sie hatte sich niemals Rechenschaft gegeben über das, was sie sah, was sie hörte und fühlte, niemals hatte sie sich Rechenschaft gegeben, wenn auch nur nach Kindesart, über das, was sie tat und was überhaupt dieses Leben für einen Sinn für sie habe. Keine Langeweile, auch keine Sehnsucht nach Hause empfand sie. Es war, als ob sie im Kloster gewesen wäre, seitdem sie ihre Augen geöffnet.

Sie tat alles, was man ihr sagte; sie klagte über nichts und wünschte nichts. Einmal nur hatte sie gebeten, man möge ihr auch ein schwarzes Gewand machen, damit sie mit allen gleich gekleidet sei. Da hatte die Aebtissin, über ihre rührende Unschuld lächelnd, sie geküßt und ihr die Versicherung gegeben, ihr den Wunsch zu erfüllen, sobald sie nur groß genug sei.

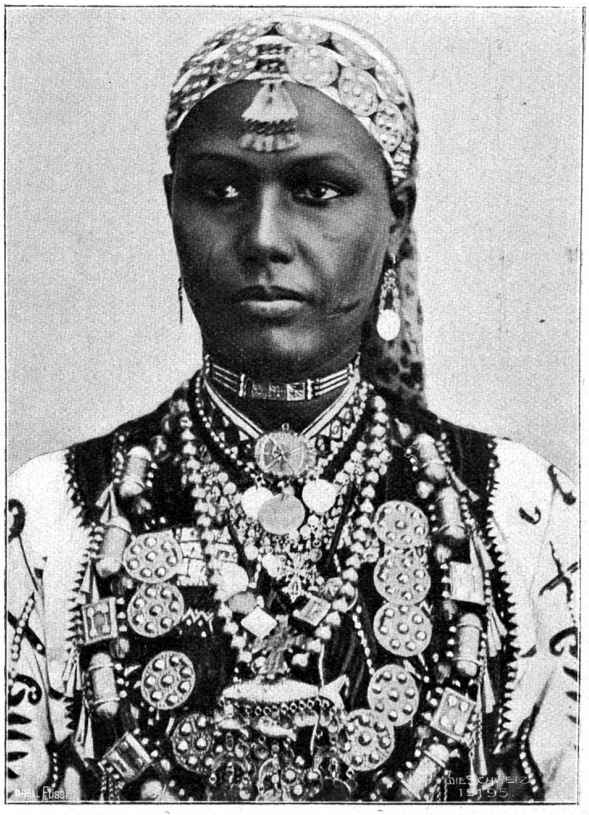

Abb. 7. Hofdame der Kaiserin Egidie Taitu.

Das Mädchen gab sich, obwohl es überzeugt war, groß genug zu sein, auch mit dieser Antwort zufrieden und sagte nichts.

III.

Die langen Winternächte sind wieder da. Klar und kalt ist die Luft, der Himmel gleicht einem metallenen Gewölbe. Das milde Mondlicht ergießt sich über die im Schnee glitzernden Felder.

Tiefes Schweigen herrscht wie auf einem Friedhof. Im Kloster schläft schon alles. An einem einzelnen Fenster nur sieht man noch Licht. In schwarzem Gewand, aufs Bett hingestreckt, liest die junge Nonne Epraxia „Paul und Virginia". Die Schläfe ruht schwer auf der Hand, der Ellbogen gräbt sich tief in das Kissen. Die Augen trüben sich. Nicht mehr viel, nur noch einige Seiten! Das Gesicht verfinstert sich immer mehr.... Wie sie erbebt, als der Abgrund des Meeres soviel Liebe und soviele Träume mit seinen Wellen verschlingt und verdeckt! Sie erstickt vor Weh, und die Tränen brennen ihr im Gesicht. Das unglückliche Ende dieser Erzählung, in der sie wie in einer tatsächlich sich abspielenden Welt gelebt hatte, in deren Sturm ihre noch nicht erprobten Gefühle so mächtig hingerissen wurden, hatte dieses, von den weltlichen Leidenschaften und Qualen nichts wissende Leben tief erschüttert. Einzuschlafen vermochte sie nicht. Sie schloß das Buch und ließ es langsam über den Lichtstumpf fallen, um mit sich selbst im Dunkel bleiben zu können. Ein Haufen wirrer Gedanken bestürmte sie, der Kopf fiel schwer betäubt aufs Kissen. Jetzt erst

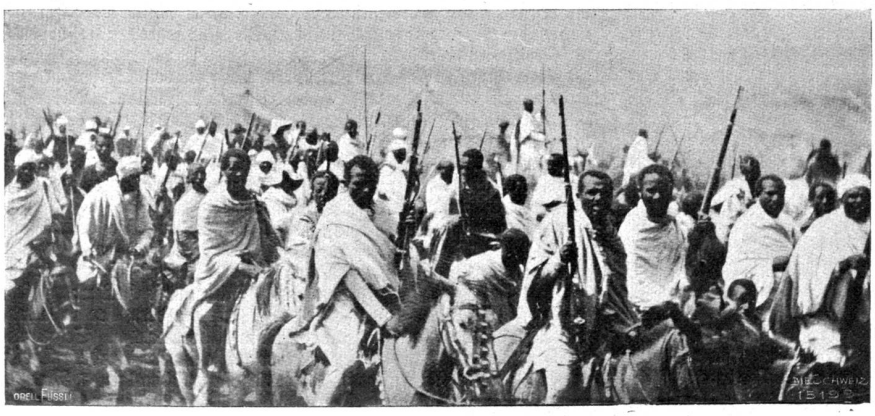

Abb. 8. Abessinische Kavallerie auf dem Kriegspfade.

Abb. 9. Sirene oder Meerweib, 260 cm lang, 250 kg. schwer.

— zum ersten Mal — verstand sie recht die ewigen Streitigkeiten, von deren Lärm sie nachts aus dem Schlaf erwacht war, wenn der Vater schlechtgelaunt und zanksüchtig von den Karten zurückkehrte. Die arme Mutter war zwei Tage vor ihrem Tode geschlagen worden von diesem viehischen Verschwender. Welch ein Hohn und Schmerz!

Sie erinnerte sich, wie sie als Waise im Alter von acht Jahren, von niemand besorgt, tagelang Hunger litt, wie der Vater alles verkaufte, um seiner Leidenschaft, die ihn mit solcher Kraft gefangen hielt, zu frönen, wie er dann, verzweifelt, in tiefstem Elend sie hierher ins Kloster gesteckt, um sie loszuwerden. Jetzt gab sie sich Rechenschaft über die vielen Leiden, die sie ertragen hatte, und den unendlichen Schmerz, an den ihr Leben gekettet war.

In diesem dämmernden Zustand durchlief sie ihre neunzehn traurigen und leeren Jahre.

Als ihr goldener Haarreichtum von der Schere abgeschnitten in einem Knäuel zu Boden fiel, frug sie eine neckische Schwester, auf den Kopfschmuck zu ihren Füßen zeigend und mitleidig in ihre Augen schauend:

„Tut's dir nicht leid?"

„Warum denn?" antwortete sie ihr lächelnd; „mein Kopf ist leichter geworden."

Seit damals trug sie die Kutte und hieß Epraxia.

IV.

Die Hände auf die Brust gekreuzt, den Kopf wie von der Last der schweren Gedanken geneigt, singt sie im Chor. Weinerlich und süß ertönt ihre Stimme in den Gewölben der Kirche, und wie schön ist sie, wenn sich von den großen, flammenden Augen ihre traurigen Blicke, die aus zwei Tiefen voll Leid zu kommen scheinen, zum Himmel erheben! Wie noch nie zuvor hat sie ein bleiches Gesicht; zwei blaue Ringe, von Herzensmüdigkeit und Schlaflosigkeit kommend, umrahmen ihre Augen.

Wie niedergedrückt sie sich fühlt, die Arme, und wie fremd und ohne Trost, ohne klagen zu können und ohne eine Seele zu finden, die ihr stilles Leid, das so tief und unbarmherzig an ihr nagt, mit ihr teilen könnte! Schwer wie ein Bleimantel drückt sie jetzt das Nonnenkleid, die Füße sind ihr zum Umfallen schwer. Sie hätte in jener Stunde gewünscht, daß die Säulen umfielen und daß das ganze Gebäude sich auf sie stürzte. Von Zeit zu Zeit tönte es wie ein Zornesschrei aus ihrem melancholischen Gebet; die Augen blitzten dann vom Feuer ihrer unbegrenzten Leiden, das Gesicht glühte wie im Feuer einer tiefen, unbeherrschbaren Leidenschaft, sie durchmaß in Gedanken die Leere, die sich vor ihr auftat: sie sah ihr ganzes Leben für immer in dieses schwarze Gewand eingeschlossen, das sie zu Tode drückte, und sie fühlte, daß sie eine bittere Verzweiflung zugrunde richtete — die Verzweiflung über den Schmerz, ihre Jugend in den traurigen Mauern des Klosters vergraben zu müssen!

Seit diesem Tage hat niemand mehr Epraxia lachen gesehen. Sie war stets in Gedanken vertieft. Sie litt unsäglich, sie schlich herum und fühlte, daß ihr Herz brannte — doch sagte sie niemandem ein Wort.

V.

Im Hause der Frau Pastia, in einem Zimmer gegen Osten, sitzt Epraxia in einem Lehnstuhl und erzählt die Bitternisse ihres Lebens einem Knaben von vielleicht fünfzehn Jahren, der ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zuhört.... Beiden füllen sich die Augen mit Tränen. Auch er ist ein Waisenkind.

Von Zeit zu Zeit kommt Frau Pastia und setzt sich mit der Zärtlichkeit einer Mutter zwischen diese zwei unglücklichen Seelen und verschlingt sie mit ihrem Blick voll Liebe und Mitleid.

Keine Hoffnung mehr, der Arzt hat es ihr gesagt; sie aber hofft dennoch ihn zu retten. Verwittwet und ohne Kinder, hatte sie Jorgu im Alter von neun Jahren in ihre Fürsorge genommen. Krank und immer mit Arzneien vollgestopft, hatte es dahingesiecht, das arme Kind, ohne daß sie in Verzweiflung geriet oder daß sie es bereute, diese Last aus freien Stücken auf sich genommen zu haben. Eines Tages sagte ihr der Arzt, daß sich im Kloster eine junge Nonne befinde, die von derselben Krankheit verzehrt werde und von Tag zu Tag verkümmere....

Nach einigen Tagen befand sich Epraxia im Hause dieser milden Frau, die jetzt nur zur Erleichterung der Leiden der zwei armen Seelen lebte.

Sie saß lange Zeit unter ihnen, sie mit ihren Blicken umarmend und fortwährend fragend, ob sie etwas wünschen, was sie ihnen kaufen solle.... Sie war unermüdlich und folgte ihnen auf Schritt und Tritt. Noch niemals sind Kranke so gut gepflegt worden wie diese beiden!

VI.

Sie standen beide am Fenster, das nach dem Garten sich öffnet, und blickten schweigend durch die gelben Herbstblätter zum traurigstimmenden Untergang der Sonne. Ihre Gedanken gingen denselben Weg; erfaßt von demselben Schauer, wagten sie nicht zu sprechen. Alle Schwindsüchtigen sehen im Fallen der Blätter, im Untergang der herbstlichen Sonne das Herannahen der fürchterlichen Stunde. Sie schmiegten sich, bebend vor Angst, aneinander.

Die Wangen Epraxias glühten. Auf beiden Seiten unterhalb der Schläfen hatte sie zwei ziegelrote Flecken. Wie eine Flamme durchzuckte es ihren Körper, sie erbebte vom Scheitel bis zur Zehe; die Arme um den Nacken Jorgus legend, zog sie ihn an sich mit solcher Kraft, daß das arme Kind aufschrie und, von der Umklammerung sich loszumachen strebend, sagte, mit von Schmerz erstickter Stimme:

„Es tut mir weh, laß mich! Gott, warum drückst du mich so?"

Sie fühlte die Entfachung all der Leidenschaften, die so lange im Grunde ihres Herzens geschlummert hatten; gleich einem Funkenregen durchzuckte es ihren Körper, der in allen Gelenken vom Krampfe eines tiefen, brennenden Sehnens, das sie sich nicht zu deuten vermochte, gequält wurde. Diese unverständliche Leidenschaft, die wie ein geschmolzenes Metall durch die geschwollenen Venen rieselte, blendete ihre Augen,

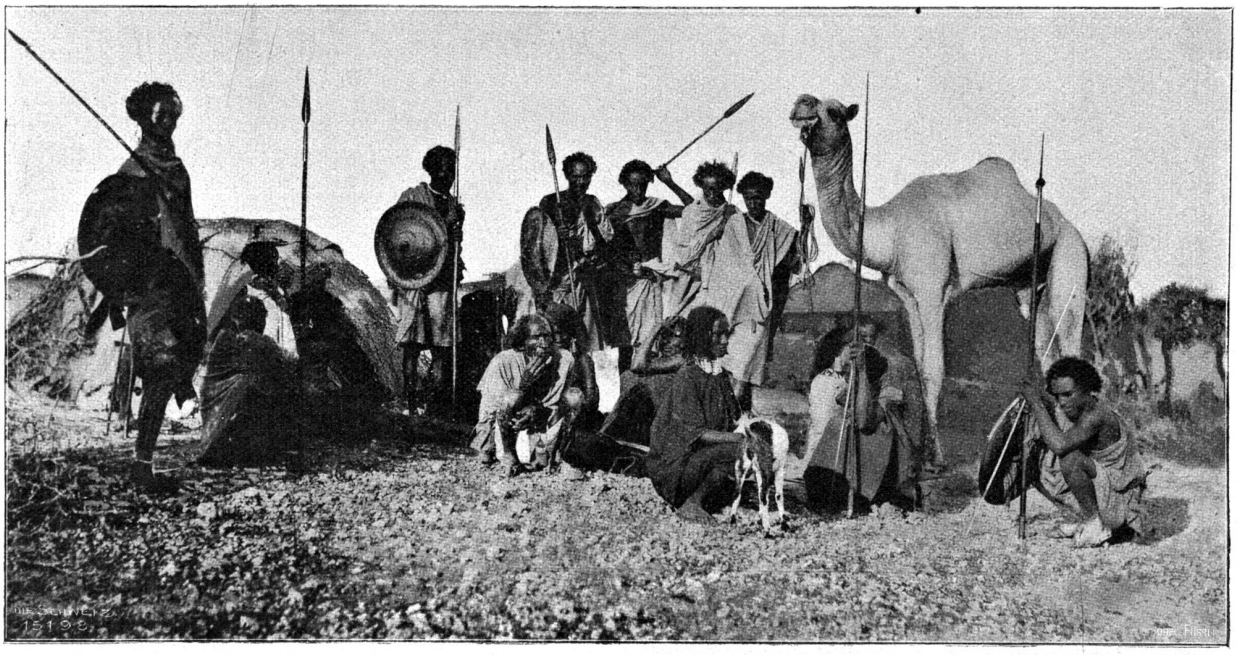

Abb. 10. Dancali, südöstlich von Harar.

raubte ihr den Verstand. Sie wußte nicht mehr, was sie tat, sie drückte Jorgu wahnsinnig an ihren Busen und erstickte ihn mit ihren feurigen, unzähligen Küssen.

Als sie ihre Arme losmachte, schaute ihr der Knabe verlegen in die Augen. Sie erstarrte wie nach einer Ohnmacht, den Blick müde und irre ins Leere gebohrt. Den ganzen Abend hat sie in Gedanken verloren gesessen — ohne jemand ein Wort zu sagen.

Und als sie allein in der unheimlichen, kalten Leere des Zimmers geblieben war, streckte sie sich müde aufs Bett aus, löschte aber das Licht nicht, aus Furcht vor dem Tode und der Finsternis.

Sie versuchte ihre Gedanken zu verscheuchen und einzuschlafen; doch über die geschlossenen Augen schwebten in träger Entstehung allerhand Formen: bald waren es Rauchwolken, die sich unaufhörlich eine aus der andern lösten, bald Flammen, die alle Farben annehmend in ihrem Rollen immer größer wurden, bald wiederum Messingplatten von verschiedener Größe, die langsam übereinander rutschten, bald so klein, daß sie sie kaum sah, bald so groß, daß sich ihre Blicke auf der glänzenden Fläche verloren.

Sie glaubte wahnsinnig zu werden. Sie öffnete die Augen ganz und suchte voll Angst um sich. Die Stille im Zimmer, die deutliche Unterscheidung aller Gegenstände, auf die sie blickte, beruhigte sie . . . Sie gewöhnte ihre Blicke an die Kerzenflamme und blieb so ohne zu blinzeln wie im Lauschen einer süßen, von weitem kommenden Musik. Dann ging sie zum Spiegel, besah sich lange, das Haar auf Scheitel und Schläfen mit der Hand streichelnd. An den Gesichtsknochen hatte sie jenes welke Rot der Schwindsüchtigen. Sie lächelte sich traurig an, schmerzlich ihre großen Augen voll bezaubernder Melancholie betrachtend.

Ja, die Welt hatte recht . . . Sie ist schön . . . Aber wozu sollte es nützen!

Sie war so abgemagert! Wozu hat ihr Gott Jugend und Reiz gegeben, wenn sie sich dessen nicht erfreuen durfte?

Sie fühlte sich wiederum erfaßt von der Wärme jenes süßen, unverständlichen Sehnens. Sie erinnerte sich an Paul und Virginia wie an Freunde, mit denen sie in Wirklichkeit gelebt hatte.

Sie dachte, sie hätte geliebt werden können, daß diese Augen, deren Licht allmählich erlöschte, die sich in den Kopf eingruben, in dieser Welt vielleicht ein Herz gefunden, das sie verstanden hätte. . . . Ach, und wie treu, wie tief hätte sie den zu lieben gewußt, der ihr sein Herz hingegeben! Mit welcher Glut in ihren Blicken hätte sie sich an ihn geklammert und wie süß hätte sie ihm entgegengelächelt, wenn er gekommen wäre, ihrem Sehnen und Warten ein Ende zu machen, ihre Wangen zu entflammen, ihren Atem zu ersticken im gierigen

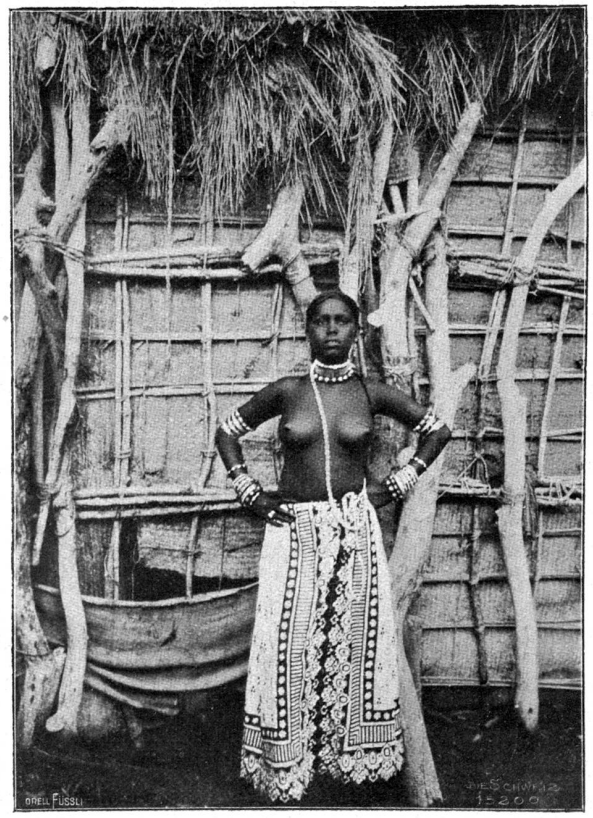

Abb. 11. Gallafrau in ihrer Hütte.

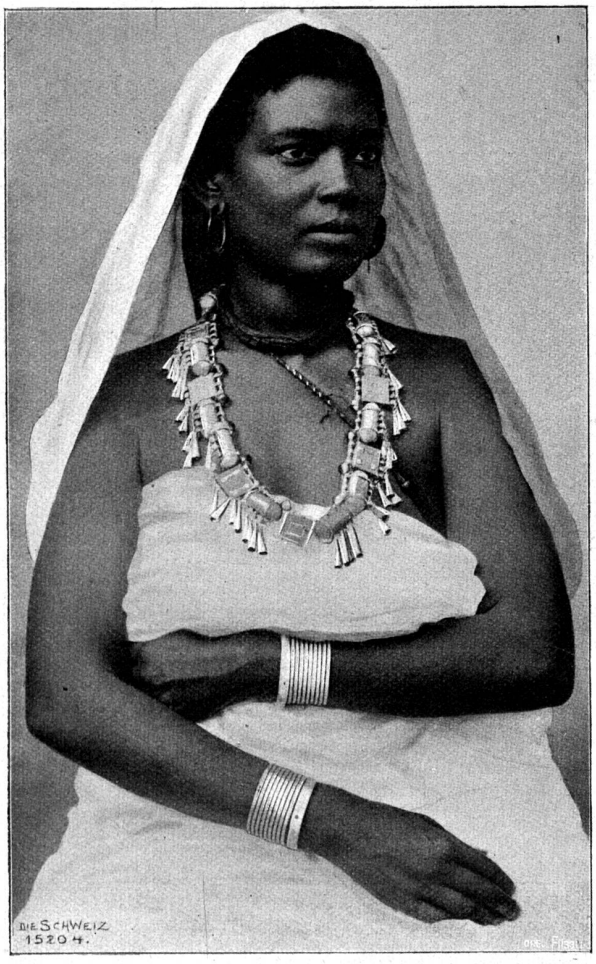

Abb. 12. Tochter aus einer Mischehe zwischen einem Weißen und einer Abessinerin.

Sturm der heißen Küsse, wenn er sie in einem berauschenden Wirbel von Flammen umfaßt und getötet hätte im mächtigen Zauber der Umarmung. Sie hätte sich ihm hingegeben für immer — ihm, mit ihrem ganzen Wesen, mit all ihren Gedanken, mit all ihrer Kraft! Sie wäre ihm in Ewigkeit eine demütige Sklavin gewesen. Sie hätte ihm die Ruhe des Schlafes bewacht. Warum hat Gott nicht gewollt, daß auch sie teilhabe am Glück? . . . Was hatte sie verübt? Womit hatte sie gesündigt, daß er sie so bitter quälte? . . . Und sie fühlte, daß man ihr großes Unrecht angetan. Ihr Herz erbebte von wahnsinnigem Haß. Der ganze Schmerz verwandelte sich in einen wilden, giftigen Zorn. Sie hätte die ganze Welt und den Himmel gestürzt, wenn sie's nur vermocht hätte. Sie besah sich im Spiegel und erschrak vor der finstern Empörung ihres Blickes. Sie sah wiederum die Todesfarbe in ihrem Gesicht und fühlte, daß der Schauer der entsetzlichen Verzweiflung wie ein Messer ihren Körper vom Scheitel bis zur Sohle spaltete — sie fuhr entsetzt zurück und drückte den Kopf in die Hände, wie um das Hämmern in den Schläfen zu beruhigen.

Wie sie die irren Blicke durchs Zimmer gleiten ließ, trafen sie die Nonnenkappe. Sie riß sie vom Tisch, und mit einem kindischen Trotz versuchte sie sie in Stücke zu zerreißen. Es gelang ihr nicht; sie machte daraus einen Knäuel und schleuderte ihn unters Bett. Der Gedanke, daß sie jung sei und daß sie zu früh zugrunde gehe, brach ihr das Herz. Sie hatte schmerzlich erdrückendes Mitleid mit sich, das sie bis zu Tränen reizte; sie hätte Worte voll Feuer gesprochen, wenn sie nur jemand gehabt hätte, dem sie die tiefe Empörung ihres vernichteten Wesens hätte klagen dürfen. Wie viele wahnsinnige und finstere Gedanken machten sie nicht vor Schreck zu Eis erstarren! Es schien ihr, daß man sie ins Grab gelegt und daß sie die Erdklumpen auf den Sargdeckel fallen hörte. Spät erst gelang es ihr, die Gedanken an den Tod zu verscheuchen: es könnte ihr ja besser werden, sie könnte leben, lieben! . . . Sie fühlte sich erleichtert im Zauber dieser süßen Hoffnungen. Das Herz beruhigte sich. Sie fühlte einen warmen Strahl in ihr finsteres Leben eindringen. Wie wird sie es verstehen zu lieben!

Sie seufzte tief auf. Dann ging sie wieder schlafen; aber sie konnte, gefoltert von der Vorstellung einer ungekosteten Lust, versengt vom Feuer eines grausamen, unbekannten Sehnens, die ganze Nacht kein Auge zutun.

* * *

Seit jener Nacht kam sie nicht mehr aus dem Bett, und die ersten Schneeflocken bedeckten die im Hofe der Kirche Trierarchi unlängst niedergelegte Steinplatte:

Unter dieser Steinplatte ruht die Magd Gottes Epraxia Topala, geboren am 10. Mai 1849, gestorben am 3. November 1871.

Diese Stunde lang!

Wo des Wetters weiße Blitze hingen,
Nur ein letztes Leuchten fern und hoch!
In den Tannen, wo die Stürme gingen,
Nur ein traumverlornes Rauschen noch!

Fern ein Läuten, wo mit seinen Lämmern
Friedlich seinen Heimweg sucht der Hirt,
Ueber meinem Hause jenes Dämmern,
Da es still in Flur und Stuben wird.

In mir selbst ein Sichgeborgenwissen
Vor des Alltags ruheloser Flut,
Nichts verlangen mehr und nichts mehr missen,
Ein Gedanke nur: So ist es gut!

Die mir Haß und die mir Liebe gaben,
Weckt mich nicht mit Eurer Stimmen Klang,
Meinen großen Frieden laßt mich haben
Diese Stunde lang!

Ernst Zahn, Gölchenen.

Am Grabe Conrad Ferdinand Meyers.

Es tobt der Frühlingssturm durch kahle Bäume
Und wirft den letzten morschen Ast hinab . . .
Da steh ich einsam, wehmutsvoll und träume
An meines teuern Dichters schlichtem Grab.

Hier ist das Kirchlein, dort der See, die Firnen,
Die er umwoben all' mit Zauberduft;
Es weilt mein Blick auf jenen Gletscherstirnen
Mit goldnem Glanze, reiner Firneluft.

Ich sah im Geiste sie vorüberschreiten,
Die Helden, die sein Genius gekrönt,
Sah Mannestaten längstvergangner Zeiten
Durch große Dichterphantasie verschönt.

O, Kirchlein Kilchberg! Viel ward dir beschieden,
So hüte wohl des Meisters letzte Ruh . . .
Und aus der Ferne leuchtend winken Frieden
Die Alpen ihrem edeln Sänger zu!

Otto Holliger, Bern.